



Märkisches Schulwesen vor 150 Jahren

Von Karl-Heinz Runkel

Zu den vielen, vielen Selbstverständl. Nachstehend bringen wir den lichkeiten des täglichen Lebens wie Eisenbahn, Luftpost, Bahnfeste und tausend anderen Dingen, ohne die wir uns das Dorf kaum noch vorstellen können, gehört auch die schulmäßige Ausbildung jedes deutschen Kindes, selbst in der entlegenen Heidekate oder im verlässteten Hofsgebergsteintal. Der Begriff des Alphabets gehört in Deutschland allmählich ins Museum, und ohne Beben, Regnen und Schreien kommt heute niemand mehr durchs Leben.

Wer schon unsere Großeltern wissen uns aus ihrer Jugend zu berichten, wie sie ganz anders damals noch das Schulwesen war, und um wieviel schwieriger es dem einzelnen wurde, mit den notigen Kenntnissen ausgerüstet das Leben hinauszutragen. Steigen wir vorschriftsweise um rund 150 Jahre in unser Geschichtsräderwelt, so finden wir Zustände im Schulwesen der Mark, die uns ein leises Kopfschützen abzwingen.

Sprödwörthliche Armut der "Schulmeister" und "Schulfeßelen"

In uraltan Handbüchern lesen wir von den vielen "Gerdauß und Geruch" in überfüllten, bis zu 150 Kinder aufnehmenden Klassen, in denen mehrere Lehrer, damals "Schulgeßelen" oder wohlflingender auch "Volaten", "Tertianen" oder "Collaboratoren" genannt, gleichzeitig ihre Weisheit loszuwerden versuchten. Wir lesen und von unheimlich treuen Klasseinnahmen im Sommer, da die Eltern ihre Kinder brauchen und im Feld benötigen, und wir erfahren von der unglaublich hohen Belohnung des Lehrkulte, die den "Schulmeister" (Rektors) und seinen "Schulfeßelen" die Armut des Lehrerz, von denen viele Zeit ihres Lebens nicht dazu kamen, einen eigenen Haushalt zu gründen, war sprödwörthlich. Ein eigentliche Belohnung gab es vielleicht nicht, vielleicht mußten sie sich mit dem sogenannten "Pretium" begnügen, die je Kind und Bierfelder in den einzelnen Orten der Mark zwischen einem und zwei Groschen schwankte. (1) Gab es daneben wirklich hier und dort ein sogenanntes "Entommen", so war es in jedem Fall sehr gering und setzte sich aus den unterteilslichten Geldbezügen aus der Kämmerer-, Kirchen- oder einer anderen Kasse zusammen, sowie aus "Accidenten", "Emolumumenten", "Recordationen" freier Wohnung u. dgl. Im günstigsten Fall gab's noch Privatspenden, für die je Kind und Woche etwa ein Groschen bezahlt wurde.

Altermutler lernen kaum lesen

Die Lehrpläne waren in allen Orten der Mark sehr verschieden im einzelnen, jedoch läßt sich in Bezug auf die behandelten Stoffe und ihr Ausmaß eine gewisse Uniformität

feststellen. Nachstehend bringen wir den Lehrplan einer märkischen Stadt aus dem Jahr 1786, also vor genau 150 Jahren: "Kinder lesen, Schreiben, Rechnen und Singen wöchentlich noch drei Stunden Religion nebst Bibellesen, zwei Stunden Naturgeschichte und Naturlehre, drei Stunden Briefschrift und Dittas (1), zwei Stunden Geographie und Geschichte, zwei Stunden Lesen des Kinderfreundes und Unterredung darüber, drei Stunden Lateinisch."

Das Letzgenannte muß um so mehr bezeichnet, als es in einer darauffolgenden Notiz heißt: "Wer gut lesen, schreiben und rechnen kann, kommt in die erste Klasse. Wer die allermeisten lernen kann das Erste — dann nehmen die Eltern nehm die Kinder früh zu ihrer Wirtschaftshilfe heraus."

In vielen Orten der Mark fanden jährlich zweimal Prüfungen statt, bei denen im Beisein des Rates, der Geistlichkeit und geladener Gäste aus der Bürgerlichkeit die jeweiligen Erfolge des Unterrichts festgestellt wurden. Wenn nicht alles läuft, ging es dabei nicht immer ganz ehrlich zu, vielmehr wurden die Schüler mit fluger Borausicht auf die zu behandelnden Dinge vorbereitet, um das im allgemeinen wenig erfreuliche Bild des Schule nach Kräften freundlich zu beleben.

Spaziergänge und "Rabenbank" als Erziehungsmittel

Merkwürdigsterlei scheint man bei unseren Altvorderen von vorperiodischen Prüfungen nicht besonders erbaut gewesen zu sein. Als Erziehungsmitte findet man vor allem aufgeführt: "Brotlinien, Belobigungen, Mitteilungen, Erinnerungen, öffentliche Annoncen, bei den Prüfungen und untergekehrt für die Faulen und Hochstapler", Belobigung und Hochstapler; "faulstapfige und schumige Schüler" werden außerdem "auf die mit Schimpf belegte Bank" (die sogenannte "Rabenbank") gesetzt und beim Examen "öffentlicht benannt". Recordations, Märkte und Hundstagsfeier.

Am ersten gab es große Auswahl. Außer den auch uns geläufigen Wochentags, Oster- und Pfingstferien, die Wochentags, 8 Tage dauerten, und zweitmalige Martinstage, zu denen man das Singen der Schulklunker von Haus zu Haus und Einfamilien von Gaben für die Lehrer (Kurrende-Singen). Sie waren unerträglich sehr zahlreich, verminderten sich aber immer mehr, bis um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hauptsächlich noch drei, die Neujahr-, Gregor- und Martinis-Recordation in Schwang waren, davon durchweg eine für den "Schulmeister" und

zwei für die "Schulgeßelen". Auch diese wurden dann auf Veranlassung der Regierung als nicht mehr zeitgemäß aufgehoben und die davon Betroffenen durch Zahlung einer jährlichen Entschädigungssumme abgefunden.

Schulzwangskriminale schon seit 1717

Bemerkenswert ist die Feststellung, daß bereits durch Edikt der Königlichen Regierung vom 28. 9. 1717 und später ergänzende Bestimmungen eine Art von Schulzwang, besonders für die Wintermonate, in der Mark eingeführt worden war. Praktisch blieb aber, wie wir schon oben sahen, der Schulbesuch der Kinder dem guten Willen der Eltern überlassen.

Das wurde erst anders mit dem 1. Oktober 1810, als auf Veranlassung der Regierung das gesamte Schulwesen in der Mark umgestellt, und die Ausübung eines "geldenden Schulzwanges" den beteiligten Eltern und Lehrpersonen zur Pflicht gemacht wurde.

Die Kronenfrau

Eine neu entdeckte alte Erinnerung
Von Gustav Metzger

Die Kronenfrau, genannten und gebunden an goldenen Kronenstäben und bunten Feldblumen, ist heute noch das Zeichen des Abschlusses der Erntearbeiten auf den Feldern. Wenn die letzten Garben eingeholt werden, prangt sie in bunten Siedenbändern und auf den herrenlospondenen Wagen, um dann auf einen stillen Platz zu finden im Hausschlaf des herstellenden Bauern. Fleißige, nimmermüde Bauerinnen und Bauernmägde haben sie nach Feierabend unter dem stillen Wipfel der alten Hollinde geflochten und sie, wohlvverwahrt in der guten Stube, bewahrt gehalten auf leicht Einschlaf. So war sie auch heute noch bei dem leibigen Bauerengeslecht. Über dem Ursprung dieser Kronenfrau wissen aber die Betreiber des heutigen Geschlechts kaum noch etwas zu berichten. Bis der Alten im weißen Haar und mit den zerfurchten Wangen sind sie heute in Altersgruppen die einzigen, die noch das Märchen von der Kronenfrau erinnern, wie es einmal von Großeltern hören doppelt gern und oft erzählt, wenn sie in Sonntagskleidern unter der großen, breitflächenigen Kinde lachen und sie als Kinder den Großmutter am Rock hängen oder auf deren Schößen sitzen. Lang ist's her! Das war ja eine eigenartige Gesellschaft mit der Kronenfrau. Als Kind konnte man das alles, so behaupten sie heute, das Gruseln friegen. Trotz allem war die Gesellschaft von der Kronenfrau süß!

Die Kronenfrau war überall zu Hause. Sie baute im Haferfeld ebenso gut wie im Weizenfeld, und war sie heute beim Nachbar zu Gast, so konnte man sie morgen im eigenen Roggenfeld finden. Ursprünglich tauchte sie auf

und urplötzlich verschwanden sie aus wieder. Bald stellte sie mit schwülen Schritten um ein Feld herum, bald wußte sie sich auf die Gerstengarben ein. Was ihr der Sturm im Norden, so verwarf sie sich auch manchmal im irgendwelchen Grasenland. Lag aber der blonde Sonnenchein auf den Lehnen, und zausten die scharten Senfen und Schalen durch die Palme, so hielt sie sich verschleien im Rohr, und in den Binen auf. Frei hervor auf die Felder wagte sie sich erst dann, wenn das Geviert von den Erntearbeitern geräumt war und hoch am Himmel der silberne Mond hing, der stille Geschär der Nacht, dann war der Angenugd gekommen, da ihr Wert auf den Feldern begann.

Gewöhnlichen Augen blieb sie unsichtbar. Sonntagskinder mit Schmucksachen und Heimwerberinnen nur hatten die Göre, ihre Erbfeinde ergriffen sie als eine überlebensgroße, engelhaftes Gesäß, eingehüllt in einen purpurroten Königinnenmantel und bekleidet an den Füßen mit blauen Atlaskostümen. Ihr langerhaarkauendes strohblondes weiches Haar trug eine goldene Krone, die belebt und bestäzt war mit tausenden von funkelnden Diamanten. In den weißen schmalen Händen hielt sie die seltsame Gestalt eines hölzernen Bauberkastels, mit dem sie auf ihrem Weg durch die Felder bald hier, bald dort die vielen Kornähren und die bunten Blumen, wie den roten Wein, den blauen Rittersporn, die garbeblättrige Rose und die blauen Hornkümmern bewirtschaftete. Bei diesem Verluste senkten sich die Achtern und bei Blumen tiefer, und wenn am kommenden Morgen

die Bäuerin kam oder die Dienstmagd, so fand
die "Ausgesuchten unter den
Blasen" in einem seltsamen Glanze. Eine
innere Stimme rief dann jedesmal den Brauen-
zettel und verwandelte Blumenblätter und Achren-
zettel in Kronenstücke, daß sie an die kleinsten
Ausgesuchten. Ein eigenartiges Gefühl über-
kam sie, als sie sah, daß man vom Wein mit
Wein gesetzte Gläser aneinander klingen ließ,
sodß Klänge verbindeten sie. Ein andermal war
ihnen ein Kläng im Ohr wie der des Bett-
glöckens im Gefühl des KirchTurms zur
Awendzeit. So wellentfern und segenfalle
schmeichelte sie der Kläng ein, daß sie glauben
mochten, überirdische Hände hielten da das
Glockenfest umspannt.

Die Kronenfrau gehörte zu den guten Feldschönern. Genau so, wie sie darauf hinausging, den Menschen, die sich im Schweisse ihres Anstrengens zur Zeit der Ernte auf den Feldern qualten, Gutes zu erwirken, indem sie nur volle Ächtern mit ihrem Bauernberuf berührte, dasselbe wieder ausfanstatische Frucht brachten. Die Menschen dieser Kronenfrau brachten auch die Menschen dieser Kronenfrau ein Opfer der Dankbarkeit. Sie brachten ihr einen kleinen Korb voller Brot, eine kleine Schüssel mit einem Brühe-Salat und eine Brühe-Möhl in den Kornstadeln, den sie zuerst abseuerten, flog von genommen hatten. Man wollte durch diese Gabe zum Ausdruck bringen, dass auch die Kronenfrau keine Not leiden sollte, wenn der Wind anfängt die Stoppeln zu segeln.

Überreste an die Kronenfrau finden sich hier und da noch in dem Warnruf an die Hüttekinder: „Bleibt nicht zu lange auf den Feldern mit den Gänsen, sonst begegnet euch die Kronenfrau!“

Am wilden Rosenstrauch

Mitten auf einer winzigen Blöße der be-
waldeten Berggruppe steht einfaein ein Wild-
rennschuh. Ganz allein, umringt von
Nadeln, steht er da, so daß er sich ent-
wickeln und das tierliche Gegitter seiner
Zweige leichtlich noch allen Seiten aus-
strecken konnte. Nur ein ganz sommerlicher, wenig
begangener Fußweg führt zu ihm, und
durch nur wenige, eingeweihte Naturfreunde be-
suchen ihn, um sich an diesem einfachen Blei-
chen an seiner Schönheit zu erfreuen.

Stern Anfang Juni ist der sartorius

Blättergrün geschnürt in höher überreichende Fülle mit zum Teil noch zarterwärmbten Knospen und bereits aufgezogenen Blüten von flammender Pracht, die in ihrer edlen schildförmigen Einfachheit bejondern eindrucksvoll auf Herz und Augen wirken, wenngleich sie nichts mit dem Brunt der künstlich hochgesetzten Gartenrosen gemein haben. Ein jedes Roslein wirkt hier ganz für sich. Wie einem Straßentraum goldiges Staubbäumen verseen, liegen sie alle wie jattrois bis zwoh angeordnete Blütenköpfchen dastig auf den grünen Blättern, feine in Form und Farbe verschieden, aber genau gleichend. Und bald brechen mehr der tief bestellten, kleinen Knosphen auf, und immer größer wird bis in den Sommer hinein, der fesselnde Pracht und Stille. Wie

hinein der lebendige Bräut und mitte zwei-
nun. Und ist dann endlich der heisse Hochsom-
mer gekommen, dann färben sich die grünen
Früchte leuchtend rot und grünen als Hage-
butten schon aus weiter Ferne — des wilden
Rosenbusches zweites Zepter.

Farben. Die gelbroten Ameisen hasten unermüdlich hin und her und klettern hinauf bis in die äußersten Spitzen der Zweige, wo ihre „Milchläuse“, die blaugrünen Blattläuse, in dichten Haufen sitzen. Indem sie diese mit

Das Glück

Das beglückende Gefühl hold allein zu sein, bald wieder nur Pogstlinnen und den Ruf des Tiere zu hören, machte mich glücklich. Und dann war ich drausen.

Lang vor dem ersten Hahnenkrei war ich wach und ging in den erwachenden Morgen hinein. Diamantenglanz funkel auf Blumen und Sträuchern, und nur fern der Osten trieb einigen rohigen Schimmer und Fündeln die Sonne — —

Stunde um Stunde verrinnt. Immer noch laufe ich. Schon längst liegen die Wiesen hinter mir. Auch aus dem dichten Wald bin ich heraus und gehe nun auf einem Pfad, den mir ich kenne, den nur mein Fuß gemacht. Ein famales Band nur zwischen blühenden Kräutern und Blüthen, aber für mich der Weg zum

Bei meiner Hütte ist es noch so wie im letzten Jahr. Hingebaut hinter einer Walholdergruppe, still und friedlich in der Sonne liege ich, ja jetzt war es mir eben, als hörte ein leises Wädeln über mir Schneé vor mir. Drinnen ist alles beim alten. Verholzte Holzstrünke auf dem Herd, der Kirschbaum an der Wand, das Feldbett, der kleine, eiserner Walchländer. Nun du schwören Fensterläden mit, denn ich will Sonne haben, Kind, meine Heide, den roten Bod. Das ist mein Glück.

Und dann hinaus. Die Bühne über den Norden, den Hut in die Stirn geschoben; denn es ist gegen Mittag und ein glorio-warmes Klirrklirr liegt über der Welt. Mein erster Gang führt mich zum Moorbüro, um vor einigen Jahre der Hoffnungswelle Schöffer stand. Herrlich ist es dort. Birken hängen summend wie Pfeile mit sich selbst im Sprigel der unergründlichen Tropfen. Das Boot ist nicht hier. Und auch auf der Seite draußen sieht es nicht aus. Ein paar Salter scheide ich für meine Freunde vor. Götter! Wie langsam geht es mir. Ich bin jetzt erstaunt, als ich mich einzumachen beginne. Das ist die einzige Prachtzeit des Lebens, die sich durch mein Revier zieht. Ich lege mich auf einen alten Stubben und träumen. Das schwundende Höhe klingt der Hut des Fassten, doch ich brauche gar nicht hören zu lauschen, ich sehe auch so, wie er droben rüttelt.

zur Absonderung eines süßlichen Saftes, den sie dann behaglich trinken. Anders die bunt bepunkteten Marienkäferchen, die hier auch in großer Zahl zu Gasse sind. Sie fressen die Blattläuse ganz und gar auf. Immitten der städtischen Zweige befindet sich ganz versteckt das Nest eines Baumwurms, dessen Würmlichkeit ein und her fliegt, um genügend Staub für die Eiablage und eine neue Bevölkerung zu sammeln. Ein fein mit Blättern und Gras ausgestopftes, jetzt leeres Lager verrät, daß auch Freund Lampe oftmals hier zu Hause ist. Der Schreitend dieses kleinen Dröhrs ist der Kleinstmutter, der ja, seiner ihm angeborenen Natur entsprechend, alle fledel- oder dornbewehrten Sträucher und Bäume bevorzugt. Wehe der kleinen Kreatur, die ihm in den Weg gerät. Sei es Räfer, Maus oder junger Singvogel, alle werden unbeharrlich aufgespielt auf die spitzen Dornen des Weißdorns.

Das Glück in der Heide

nicht mehr daran denken, ich weiß nur, daß es hier schön ist, wunderlich, und dann auch aufzunehmen. Eine dreihundert Gangen vor mir läßt friedlich und ruhig ein Dorf. Blühende Enden ragen über die Lauscher, ein herliches Bild männlicher Kraft. Ich liege schon längst hinter einem Wacholderbusch. Sehr langsam habe ich das Glas am Kopf, und mein Herz schlägt wild und ungestüm. Ich friege nach rechts weiter. Als unter mir ein kleiner Ast knadend bricht, habe ich fast körperlichen Schmerz, aber der weiße, warme Wind föhlt mich entgegen, der Bod' ist wetter. Unendlich weit sehnt mir die Strecke bis zum Boden, doch treidet ich friede und friege, so ihm doch nicht näher zu kommen. Aber endlich steht der Blüte am Kopf. Breit erzt er da er nicht ahnt nicht, daß eine einzige Blume zwischen ihm und Seltunen im Blüten weinen kann, er steht nicht da, wie vielleicht die letzten Grüter, sondern dann, wo keine recht zu wissen, was ich siehe, siehe ich auf. Der Bod' stellt klar, schaut zu mir herüber, zwei oder drei hohes Blüten macht er, dann lege ich ihn nicht mehr. Er fällt noch nicht steeden. Sie ist der kugel aus dem Moorbruch, und er war in der exze, den ich hier sah. — Dann schländere ich in stirrender Höhe durch Blütenbrand aurück zur Hütte.

Und dann die Abendpirche. Ich warnte wie im letzten Jahr auf die Kranken. Als ich vorbei liegen, weiß ich, daß es seit mir keinem Tag ist es sechs. Eine treue Freunde kommen sie, meine Freunde. Trompeten von oben, Trompeten von unten. Schall und Staub. Dieses mal geht mein Sohn durch die Steinholzalpen. Ein paar jüngere Kinder rufen nach mir. Wollte ich mich nicht auf den Bänkern am Umbberg sitzen? Kindern kann ich nicht helfen, sie lebt davon - und weiß weiter. Kindern kann ich nicht helfen, sie lebt davon - und weiß weiter. Rott nimmt die Seide, es ist ein warmes, herbstliches Leuchten. Waldoldesträume. Über siehen wie erntete, alte Männer am Wege und ein dunkler Radstifter umarmt um die kleinen Schüßlerkerzen. Mein Ziel sind die drei einförmigen Birken, hinter denen der wilde Kleeb wächst und wo ich schon so manchen Fuß stand. Nach zwanzig Minuten Berg durch blühenden Wald und im bin am Ziel. Den Out im Raden, den Schön gegen eine Birke gesetzt. Sie lachte mich da. Und wieder klopfte mein Herz als nach einer geräumten Weile ein mäusefleckiger Körber sich aus den Weiden schüttelte. Das Schlosslager schläft. Es ist ein kapitales Schlosser, es ist der Mörder, der im vorigen

Jahre mir manchen Bock zusammenfertigte.
Langsam zieht er heran, wirkt dauernd
unheimlich auf.

Längst bin ich wieder ruhig. Zweihundert
Gänge sind es. Noch ist er zu weit. Zweihundert
Gänge zu den Kapitelen herüber, und erst als
dieser mutig mit den Bordüren den
Boden stampft, sieh da! halblinks mitten im
Klee einen jungen Bod winden sehen. Der
Schwanz kommt langsam näher. immer noch
stampfen seine kräftigen Läufe vorwärts den
Boden. Da ist er mir nahe genug. Das
Silberthorn meiner Büchse brennt in seinem
dunkleren Brust. Ich bin ganz ruhig, und
dann frage der Schwanz „Gott auf springt der
Gottwinkel, dann läuft er in den Klee.“ So wie
er gelacht, so hört. Ich höre langsam zu ihm
hingetreckt liegt der König der Heide,
und über den grünen Klee rinnst du herab!

Während die Sonne aufzündet über dem
Hochwald verschwindet, knie ich nieder und
fasse andächtig in das kostige Gehörn.

Helmz Liebsch.

Das Hungertuch von Heiligengrabe wied restauriert

Die Städtere aus dem 14. Jahrhundert mit
den Haltenkunststern

Nach jahrelangen Bemühungen ist es ge-
lungen, vom Staat und der Provinz eine
Belohnung für die Wiederherstellung des Hun-
gertuches von Heiligengrabe zu erhalten. Das
mit witz einer der kostbarsten alten Kultur-
güter der Prignitz vor dem Untergang ge-
reitet.

Es handelt sich um eine kostbare Städtere aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wie sie sich nun im Dom zu Brandenburg und in den Museen Alte und Neueren Häusern befinden. Alle Wahrzeichenhaftigkeit ist es eine alte Klosterarbeit, die der Name von Heiligengrabe sehr bald nach Gründung des Klosters ausgeführt haben. Ein Hungertuch war dazu bestimmt, in der Fassung des Heiligsteins der Kirche vor den Augen der Gläubigen zu verhüllen. Über sehr hält wurde auf diesem Tuch die Heiligengeschichte dargestellt, um den Gläubigen doch einen Erfolg zu bieten.

Auf dem Hungertuch von Heiligengrabe, das eine Länge von 3½ und eine Höhe von 1½ Metern hat, ist in der Mitte das thronende Christus in der Mandorla dargestellt, und zu beiden Seiten in zwei übereinander laufenden Streifen die ganze Heiligengeschichte. Nicht nur der Reichtum der Gründung, die zeichnerische Geschicklichkeit, die überaus gesammte Nadelarbeit machen das Stoff so wunderbar, uns ist auch von Wichtigkeit, daß in unendlicher Fülle das Hakenkreuz mit all seinen Abwandlungen immer wieder darin auftaucht. Der auferstandene Christus bei spielsweise trägt das Hakenkreuz mit den Tierkopfsteinen auf der Brust.

Die Geschichte der Wiederherstellung die-
ses seltenen Schatzes ist recht lehrreich. Im
Jahre 1888 fand Lehrer Meyer, der jetzt
im Ruhestande in Preußisch Lebus in der zum
Patronat von Heiligengrabe gehörenden Kirche
Treitendorf beim Reinemachen der Kirche ganz
zerdrückt und verstaubt und verschlossen dieser
Altarbehauptung im Mittel. Er verharrte das
ehrwürdige Stadthinter dem Altar der Kirche.
Hier fand er es im Jahre 1911 Paul Quenten,
der sofort seinen hohen Wert erkannte und
es für das Museum erwarb. In seinem zweit
schifflichen Zustande war eine würdige Auf-
stellung des Kunstschatzes nicht möglich. Nun
endlich wird die Wiederherstellung es vor
dem Gerfall schützen. Sie erfolgt im Schloss
museum in Berlin.

„Und nun ist Belzig verloren“

Burg Eisenhardt und das Egelsträute — Chronik einer kleinen Stadt — Das Ende
Napoleons

Fast ganz plötzlich beginnt sich die Erde
zu heben und zu senken. Lezte Ausläufer
des Fläming schieben sich bis dicht an die
Eisenbahnlinie heran, und schon hört auch
das Rattern der Räder unter uns auf, schon
laufen die beiden Schaffner am Zug entlang,
rufen mit lauter Stimme im den frohen
Sommertag hinaus: „Belzig! Belzig!“

kleine, verträumte Stadt tut sich auf.
Spiegelgleicher Hüller, weiß und zufrieden das-
liegender Marktplatz, glaudenbewehrtes
Rathaus. Sonne strahlt mit weiten Armen
darüber hin, untermarmbräsig heißt, wenig Men-
schen darum auf den Straßen. Zumeist verliert
man sich in einer her wülfigen
Gassen, an deren Seiten prächtige alte Fach-
werkhäuser aufstellen. Ein paar Kinder spie-
len mit fröhlichen Schreien Verstecken und wollen
natürlich alle mit auf das Photo-
bild kommen. Aber das geht nun leider
nicht, weil unser Film bedrohlich am Ende
ist. Darum noch größeres Geheule und weiter
Versteckspielen.

Gold hat uns die Stadt ganz ausgenommen.
Sofe schwärmen wir schon zu ihr. So
wie der Kaufmann, der Gemüsfandler oder
sogar der Brunnen, bei dem ein kleiner
Junge auf wunderliche Art Wasser ins
Bassin spritzt. Seit Jahr und Tag geht er
jeden dieser Beschäftigung nach; man hat also
allem Raum, stolz auf ihn zu sein. Ein
paar Stunden weiß man um diese Dinge
keinelei Weisheit. Selbst die kleinen Sehens-
würdigkeiten, abseits von den großen Wegen,
finden einen gefällig wie der klingende Wappens-
tag der traurigen Marienkirche, an der
noch heute ein Stückchen des hölzerartigen
Walls zu sehen ist.

Daneben aber gibt es eine ganze Menge
seltsamer Dinge. Aufgeworfen aus längst
vergangener Zeit. Denn Belzig war ja
lange Zeit hindurch Grenzstadt von — kurios.
Dazu muss den Menschen hier nicht
sogleich gefallen haben. Als es nämlich nach
dem Wiener Kongress an Preußen und damit an die Mark Brandenburg fiel, sorgte ein
Belziger seinem Freunde: „Wir sind preußisch
geworden! Nun ist Belzig verloren!“
Der Himmel, wie der Mann zu dieser Be-
hauptung gekommen ist, Belzig steht immer
noch — die Vergangenheit verlast in Gegen-
teil so sinnvoll, wie sie vielleicht bestimmt
wurde. Nur einige Erinnerungen, die von den
alten fahmischen Herrschaften gebildet sind
unter, als eine der interessantesten Merk-
male, in der ganzen Stadt sind noch
mehrere ein eigenartiges Gegenseitig zu unters-
tcheidende, der Schnelligkeitsschöpfer, die
alte Postküste, ein jüdischer auslaufer, vier-
kantiger Stein, an der drei, vier Meter hoch.

Hier also markiert einstmal die Reisen-
den auf die — Postküste, hier konnten
sie darüber unterrichten, wie lange sie
bis zu den engsten Stationen brauchen.
Und noch heute entzifferst man aus den auf
den Steinküsten eingeschriebenen Budstaben
die Fahrt von Belzig aus betragt nach
Waldenburg 99 Stunden. Dresden ist die einzige
Residenzstadt 30 Stunden und Merseburg 22
Stunden. Berlin steht irgendwo ganz be-
seiteten in der Ecke, als hätte es überhaupt
keine Bedeutung, obwohl diese Städte, wie
die eingangs erwähnte Jahreszahl 1724 verrät,
erst zweihundert Jahre alt ist.

Über das ist nicht das Wichtigste. Nach
etwas ganz Großes kann Belzig seinen Be-
suchern zeigen etwas, was wir sonst nur
in rheinischen Gebilden und ganz und gar
nicht in unserer Mark zu finden glauben:
eine Burg, die Burg Eisenhardt, die zweit-
größte Burgruine Deutschlands!

Steil steigt der Weg dahin hinauf. Zwischen
ihnen uraltan, verrosteten Bäumen hin-

durch. Bis plötzlich zwischen den Stämmen
der erste Geuge aus längst vergangenen Jahr-
hunderten hervorlugt — die winzige, versteckt
unter hohen Tannen schlafende Burgkapelle.
So wie wir uns eine Burgkapelle immer
vorstellten haben, mit suis sich hochsitzendem
Turm, an den sich glorreich und wichtig zu-
gleich das lange Dach anschließt, tiefe zur
Erde geneigt.

Und ein Stückchen weiter endlich — die
900 Jahre alte Burg selbst. Da kann man
dann seinen Gefüßen freien Lauf lassen,
kann sich auf gewagte Entdeckungsreisen be-
geben, die wahrhaftig, avifischen verfallenen
Mauersteinen nach einem gefunden, natürlich
sehr schönen Burgschuh oder den tief im
Bergen schmachtenden Raubrittern aus-
bilden. Was gibt es hier alles zu sehen!
Wenn man durch die hohe Torhalle des
Eingangsbaues (in dem heute das Amts-
gericht untergebracht ist) mit seinen
prächtigen Kreuzgewölben hindurchgeht, so
ist man beinahe ein wenig enttäuscht, nicht
etwings gehörniichten Herren gegenüber-
gestanden: so echt und still und verschieden ist
dort. Es steht einem nichts anderes
fürig, als neugierig in das ehemalige Salz-
magazin, im wuchtigen Treppenhaus und an
den mächtigen Pfosten eines Einganges herum-
zutasten, dabei einige Mauersteine zu entdecken,
die sicher irgendwelchen geistlichen
Zwecken dienten. Natürlich hat man dabei
selbst etwas durch, in die dunklen Zellen
hineinzufließen, aber kommt man dann wieder
heraus, so weiß man sich ein böhes
Fest in die Brust — ha, ja, bin drin ge-
wesen!

Aller wir durch eine der vielen Schie-
ßscharten blicken, schaut uns von dunklen der
200 Meter hohe Hægelberg an, die höchste
Ebene des Fläming, von wo im dreißig-
jährigen Krieg die Schweden herangekommen
um alle Belziger aus ihren Mauern
zu vertreiben.

Und 200 Jahre später, am 10. Juli 1813.
brachte ein anderer großer Feldherr hier
seine Truppe zusammen, um eine sehr prächtige
Parade über sie abzunehmen: Napoleon
Bonaparte.

„Ihr schwört, den Tod der Entehrung
vorzubereiten? Ihr schwört, mich nur im Tode
zu verlassen? Ihr schwört, Frankreich nie-
mals untergehen zu lassen?“

„Wir schwören!“ hörten die Soldaten dem
großen Korsen entgegen. „Es lebe der Kaiser!
Es lebt Frankreich!“

Und während der Kaiser in seiner schön
ang mitgenommenen Kaledis Blag nahm, um
seiner größten — Niederlage, in der Schlacht
bei Belzig, entgegenzufahren, kämpften hoch
oben auf dem Hægelberg turmhärtige Lands-
wehrmänner gegen den General des nachfol-
genden Generals Girard. Vor und zurück
gingen die Männer der einen wie der anderen
Seite, bis plötzlich ein wilder Kanonenalarm
durchgesetzt, fand die Entscheidung erfrüht
dann vor den Mauern der Stadt
Belzig stand, um sie an den vier Ecken
in Brand zu stellen.

Da war die Not der Bürger über scham
so groß geworden, daß sie als letzte Hilfe
eine kleine Abordnung zusammenstellten, um
den Feind ein noch sehr junges Egelsträute
anzubauen, das den Anführer der Kosaken um die
hüten auch tatkräftig gewürdig gewußt
hatte.

So kam die Stadt nach schwer erkämpftem
Frieden endlich in die Mark Brandenburg.
Kleint und niedrig steht sie zwischen den
Bergen. Schön und abseits von allen Haften
und Jagen lebt sie in den herrlichen Som-
mertag hinein.

Bäume als Wahrzeichen und als Erinnerungsmale

Von jenen haben naturverbundene Menschen in bemerkenswerten Erfahrungen ihrer Umwelt das Welten göttlichen Macht erkannt und sie zum Gegenstand der Verehrung gemacht. Sind in der Vorstellung heldenmärtige Wölter auch heute noch die Geister des Wasser, Feuer, Wind und Wellen Träger göttlichen Willens, so räumen bei unseren Vorstellungen der Germanen, an diesen Symbolen zurück ihrer Macht nach die Begegnung mit dem Menschen nicht mehr einen Götterhut einer heiligen Rasse ein. So war es was sich bis auf unsere Tage erhalten hat — die Eiche das Sinnbild der Kraft und Stärke des trostlosen Widerstandes. Als das Christentum eingeführt wurde, griffen die Siedhanten Rom aus nach diesem Heiligtum der germanischen Welt, und wir vermissen uns heute sehr wohl eine Vorstellung von der niederschmetternden Wirkung zu machen, die der unter Achseln von Bonifatius zusammenstürzende Stamm der Botanische bei Hofsiegeln auf die in ihrem Glauben bereits wankend gewordene Eiche veranlasste, nach Berlin kam, verlangte einen schon 8½ Thlr. Bürgergeld.

Unter den 80 Neuhäusern des Jahres 1585 befand sich auch der Seimstifter (Mauritz) Matthias Dreyer; er entrichtete am 25. August 1 Thlr. 16 Silbergroschen. Werner Dorring, seines Leibens Steinweber, zahlte am 3. November 1608 schon 5 Thlr.

In den Jahren des großen Krieges zogen drei Landsberger nach Berlin: Der Tuchmacher Tobias Jürgen 1622, zehn Jahre später folgte ihm Michel Sievert und befreite als Leineherr eine Meisterwitwe, zahlte trotzdem, was besonders mit Anerkennung vermerkt wurde, den vollen Betrag für das Bürgergeld. 1627 kommt der Schreiner Bernhard Bornum mußte natürlich als „Künstler“ am 21. Dezember 1635 schon 24 Thlr. verhöhnt sein den 1. Mai.

So steht die Menschheit zu allen Zeiten Bäume und Sträucher in enge Beziehung nicht nur zu den Elementen des Glaubens und göttlicher Verehrung, sondern auch zu den Erfahrungen des Lebens selbst, zu Geburt und Tod, Wohl und Übel, es ist mit dem Erfolgsergebnis der Menschwerke verbunden, umstürzende und Bäume nicht Granitsteine, Eisenkreuze und Kapellen geben einem Friedhof den eigentlichen Stimmungsgehalt der Trauer und zugleich des stillen Friedens und der ewigen Ruhe. Freude, Trauer, Glaube, Liebe und Hoffnung finden im Baum, mag er einzeln oder in der Gruppe stehen, lächeln Ausdruck. So findet mit eine weitere Art der Anwendung in der Anpflanzung von Bäumen an besonders wichtigen Stellen des Gemeinwesens. Bäume bestimmten die Thingplätze und Gerichtsläufe im mittelalterlichen Deutschland und die Linde auf dem Dorfanger — lange Zeit ihrer wahren Bedeutung entsehet — ist heute wieder zum Mittelpunkt des Gemeinwesenslebens auf dem Lande geworden.

Landsberger wurden Berliner Bürger 16. und 17. Jahrhundert

Alter Handwerksbrauch forderte von dem freigesessenen Gesellen eine Art, die zweihändige Wandertrompete, die Blattförmig in dem Mund, wie er sich um eine Wachstelle bewegen musste. Die Alterszeit war die Zeit der Gewalt und der Rastlosigkeit des „Handwerksgrußens“ und höchstens ist oft belungen worden. Nicht alle, die aus dem Heimatstädtchen zogen, hielten, was sie mit dem Dichter gelobt

hatten: „Übers Jahr mein Sohn usw.“ Sie blieben irgendwo „lieben“, beworben sich in andern Städten um eines Meisters Lehrlingein oder hinterließne Wittis und wurden einseitig dort.

Die Bürgerbücher der Städte sind nach dieser Richtung recht interessant! Das Verliner 18. zeigt, wieviel Landsberger Söhne dort in 16. und 17. Jahrhundert hingen blieben. Ein Dutzend haben von 1532—1688 dort das Bürgerecht erworben, dort mit „am geplatteten Fingern“ gelobt und geschworen, „minem gnedliesten Herrn getrume unde gehorsam to suu, sunen Schaden to wenden u. d.“ Dazu kam noch der Handwerkschwind vor der Kunstdate und — die Regelung des Bürgers hatte wohl keine feste Tage, sondern richtete sich bei der Besetzung des Bürgerschlosses nach „Umländen“, ist oft dabei mit kleinen Bettreitern, „comme und frieblich“ gebeten. So brauchte der Amtsschreiber und aus Landsberg am 23. März 1539 in 1 Thlr. zahlten. Als 1576 der Sohn in Landsberg Bürger geworden, seine Schwiegereltern gaben ihm 10 Schillen 8½ Thlr. Bürgergeld.

In den Jahren des großen Krieges zogen drei Landsberger nach Berlin: Der Tuchmacher Tobias Jürgen 1622, zehn Jahre später folgte ihm Michel Sievert und befreite als Leineherr eine Meisterwitwe, zahlte trotzdem, was besonders mit Anerkennung vermerkt wurde, den vollen Betrag für das Bürgergeld, nämlich 3 Thlr. Der Schreiner Bernhard Bornum mußte natürlich als „Künstler“ am 21. Dezember 1635 schon 24 Thlr. verhöhnt sein den 1. Mai.

Der Büschel, der als Tuchmacher 1650 Bürgerecht in Berlin erwerben wollte, machte die hohe Rat auf „Borbitt“ eine Ausnahme, weil der Bauer einst Diaconus hier gewesen war, und war mit 1 Thlr. „frieblich“. Der Schneider Peter Reinhardengen zahlte acht Jahre später seines 4 Thlr.

Als 1687 der Landsberger Fischer Hans Buchner nach Berlin kam, müßten die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht besonders günstig gewesen sein, denn er konnte nur 2 Thlr. „frieblich“ bezahlen und verbrachte zwei Jahre und „drei Monate“ in der Haft. Er bezahlte ebenso Martin Klabe; er konnte zunächst nur 8 Thlr. aufzuringen, während 10 Tage später der leiste Landsberger dieses Zeitaufhältnisses, der Tuchmacher Michel Steinhoff die geforderten 3 Thlr. erlegen konnte, ohne — Stottern!

A. K.

Fünf taplere Postillone Ein Husarenstück aus dem Siebenjährigen Krieg

Der Siebenjährige Krieg war bekanntlich reich an Heldentaten preußischer Truppen. Die Geschichte weiß darüber vieles zu berichten. Weniger bekannt aber ist, daß im zweiten Jahre jenes blutigen Krieges fünf einfache preußische Soldaten eine Leistung vollbrachten, die ans Sagenhafte grenzt: sie brachten es nämlich fertig, ohne einen Schwerterstreich eine ganze schwedische Division in die Flucht zu schlagen.

Wie das jingung? Alle Auszeichnungen lassen folgendes Bild von den Augenzeugen treten: Im Sommermonat 1757 waren schwedische Truppen, die Schweden, hellen, schwarzen Uniformen, die mit weißer Kordel umschlungen waren, die Uniform war so unfeiglich hart, kriegerisch erhoben. So hatten sie bereits Ende Oktober mehr als 200 000 Taler aus dem nördlichen Teil der Ufermark herausgezogen, so wie Breslau zu ihrem Hauptquartier erkoren hatten. Eines Tages nun wurden 200 Grenadiere und 100 Dragoner dazu bestimmt, in das etwa acht Meilen südlicher gelegene

Amt Biedenid vorzustoßen und dort noch weitere 100 000 Taler zu erpressen.

Owwohl sich jenes schwedische Raubkraut noch bei Stagz und Nebel auf den Berg machte, war der Plan im Auge Biedenid ruhig geworden. Daraufhin beschlossen und gewannen die Postillone, eine unerschrockene Garde, ihr Leben für Heimat und Vaterland zu wagen. Angenommen, dass sie geladen und ausgerüstet mit einer Pistole und einem Dolch ritten sie den gemeldeten Schenken entgegen.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als sie in der unmittelbaren Nähe des Waldhöfchens auf die völlig überschrittenen Feinde stießen. Flugs gingen die Postillone in dem Busch in Deckung, nahmen möglichst weit Abstand voneinander, feuerten dann ein paar mal hintereinander ihre Pistolen ab und blieben schließlich auf ihren Trompeten zum Angriff. Und als neuerlich Schüsse die friedliche Morgenstille zerstörten, auch als schwedische getroffen wurden — da gab es für die ganze feindliche Abteilung kein Halten mehr! Sie stellten Galopp hagten die zurück, als seien fünf Husarenregimenter auf ihrem Fersen.

In Breslau aber folgten die Schredens, funde in den Stab der Blinderierungstruppe in dem den sofortigen Rückzug der ganzen Division bis über die Peene befahl.

Für diesmal hatten die Ufermarkter also Rache vor den Schweden — dank einem Heiligenfeste von fünf tapferen Postillonen,

Kleine Blätter

Graf von Bodewills behingt Brendenhoff

„Dir brüllt der träge Stier den Dam auf, vorwärts unbewohnt Grenzen! Wo fondt' Es Dämons Lustloch vor, begnügt man dich mit Rehengräben. Dir blöden Dam die reichen Herden, auf jedem Holm rauch der Altar. Dort wieschen dir vergnigte Rosse, wo sonst der Ritter Bohnplatz war! Herr, läge doch Siberien, die betränte Schild der Erde. Es würde bald auf dein Gehirn ein gilden Sitz der Kreis werden. O lang genuch der Götter Freude, wenn dich auf vorzige Wüstenen, ein Waldbrettfäller Lehrnen grüßt, die lispen: Wir sind Dein!“

Brendenhoff und der Roggen aus Archangels

Brendenhoff ließ sich Roggen aus Archangels kommen. Die Probe schien gedrort, als sie anfiel. Trocken lüste er ungefähr ein Drittel Wege aus und erntete gegen 10 Meilen, die im nächsten Jahre schon 18 Scheffel ergaben, bei der dritten Ernte sollen es schon 14 Wipfel gewesen sein. Im nächsten Jahre nahm er davon die Auslast für seine Güter und konnte dann große Mengen der Neumark und Pommen abholzen. Man berechnete, daß der Verlust des Sotheates an Roggen dem Staate bis zu 20 000 Thlr. eingetragen haben soll. Brendenhoff selbst berechnete es wohl rücksichts über diesen Roggen, daß durchschnittlich das 15. Horn gab, 6—9 Thlr. doch im Halm wurde und Stauden von 28—30 Halmen aufzuweisen hätte.

Inhalt:

Märkisches Schulwerk vor 10 Jahren. Von Karl Heinz Künn. Von Gustav Meissner.
Die milchige Rosenstrauch. Von Gustav Meissner.
Das Glück in der Heide. Von Heinrich Biebsch.
Das Hungerjahr von Stellingsrade.
Um nun ist Belsis verloren.
Bäume als Wahrzeichen und Erinnerungsmale.
Von den alten Berliner Bürgern.
Fünf taplere Postillone.
Kleine Blätter.